

bifos e.V.
Samuel-Beckett-Anlage 6
34119 Kassel

Hausarbeit zur 16. Peer-Counseling-Weiterbildung

Reflektion eigener Diskriminierungserfahrung bei
sichtbarer Körperbehinderung und wie Peer Counseling
helfen kann

eingereicht am: 13.08.2019

eingereicht von: Anonym

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung	1
2 Eigene Erfahrungen mit sichtbarer Behinderung.....	2
3 Vorstellung des Behinderungsbegriffs mit persönlichem Bezug	3
4 Bin ich normal? - Definition von Diskriminierung mit besonderem Bezug auf sichtbare Körperbehinderung.....	5
5 Bewältigung der Schulzeit.....	6
6 Wie kann Peer Counseling hilfreich sein?	7
7 Fazit.....	8
Quellen.....	10

1 Einleitung

„Krüppel“, „Einarmiger“ oder „Spast“ sind nur einige der Zuschreibungen, die mir in meiner Kindheit und Jugend aufgrund meiner Behinderung an den Kopf geworfen wurden. Der Umgang mit solchen Beleidigungen fiel mir in der Kindheit sehr schwer. Heute ist mir eine etwas differenziertere Betrachtung möglich, die das Erlebte aber trotzdem nicht einfacher macht. Ich wurde bereits mit einer körperlichen Behinderung geboren. Die Behinderung ist sichtbar. In der vorliegenden Hausarbeit möchte ich über meine eigenen Erfahrungen berichten und Diskriminierungserfahrungen betrachten, denen ich in meinem bisherigen Leben ausgesetzt war. Was bedeutet überhaupt Behinderung und was ist unter Diskriminierung zu verstehen? Zunächst werde ich auf meine eigenen Erfahrungen sowie den Behinderungsbegriff eingehen und erläutern, wie sich die Wahrnehmung und Betrachtung zu Behinderung verändert hat. Im Folgenden betrachte ich Diskriminierung im Allgemeinen. Wichtiger Bestandteil der Arbeit ist weiterhin die Betrachtung von sichtbaren körperlichen Behinderungen und wie die Umwelt darauf reagiert bzw. welchen Bedingungen ich als Betroffener dadurch ausgesetzt war.

Ein Ziel der vorliegenden Arbeit soll sein, darzustellen, wie Diskriminierung entsteht und worauf sie sich bezieht. Nie sollte allein eine Behinderung oder der Mensch mit Behinderungen ein „Problem“ darstellen. Es soll im vorliegenden Text erörtert werden, dass es sich um ein komplexes Gebilde aus verschiedenen Ursachen handelt, die dazu beitragen, wie auf Menschen mit (sichtbarer) Behinderung geschaut wird. Peer Counseling leistet einen wichtigen Beitrag zur Reflektion der eigenen Diskriminierungserfahrung. Peer Counseling als Methode prägt nicht nur, dass sich Menschen in Beratungssituationen besser verstanden fühlen und einen besseren Bezug zu der Person herstellen können, die berät. Die Methode stellt auch für den Peer Counselor selbst eine Bereicherung dar. Peer Counselorinnen und Counselor sollen eben keine „Vorbilder“ im eigentlichen Sinne sein, sondern können ein Angebot und Möglichkeit zur Orientierung geben. Denn diese sowie die Auseinandersetzung mit der eigenen Behinderung können dazu beitragen, sich selbst besser kennenzulernen und noch besser akzeptieren zu lernen.

2 Eigene Erfahrungen mit sichtbarer Behinderung

Es ist viele Jahre her, dass mir meine Behinderung zum ersten Mal bewusst geworden ist. Es war in meiner Kindheit mit ca. 5 oder 6 Jahren während der Mahlzeiten. Immer wenn es etwas zu essen gab, das geschnitten werden musste, wurde dies durch meine Mutter erledigt. Mir war das immer sehr unangenehm, wenn andere Menschen das beobachteten. Ich bin mit meiner Behinderung auf die Welt gekommen und sie war daher immer ein Bestandteil von mir. Meine rechte Hand ist zurückgebildet. Das heißt, dass sich die Fingerglieder nicht vollständig ausgebildet haben. Fehlbildungen der Extremitäten werden medizinisch betrachtet als Dismelien bezeichnet. Wenn es also eine Diagnose braucht, dann wäre es wohl diese. Ich erinnere mich gut, dass ich als Kind regelmäßig zum Arzt gegangen bin, meine Hand untersucht wurde, Röntgenaufnahmen gemacht wurden und mit mir über mögliche Operationen gesprochen wurde. Diese lehnte ich jedoch kategorisch ab. Ich wollte dies selbst entscheiden und dies wurde mir auch durch meine Familie ermöglicht. Eine genaue Diagnose wurde meines Wissens nie gestellt oder mir nicht mitgeteilt. Wie genau diese Behinderung im Mutterleib passiert ist, weiß ich ebenso nicht. Zentral war für mich die Möglichkeit Physiotherapie in Anspruch zu nehmen um meine rechte Hand zu trainieren. So konnte ich meine Gliedmaßenfunktionen verbessern, erlernte das Binden von Schnürsenkeln und das Greifen und Halten von (leichten) Gegenständen. Dies verhalf mir zu mehr Selbstständigkeit in der Bewältigung des Alltags.

Auch in der Familie wurde meine Behinderung erst thematisiert, als ich deutlich älter war. Vielleicht mit 12 oder 13 Jahren. Dies geschah aber meiner Meinung nach nicht aus Gründen des Tabus oder der Scham, sondern aus Unsicherheit. Mein Opa erzählte mir damals, wie es meiner Mutter nach der Geburt ging. Sie war sehr traurig und weinte. Ich wuchs in meinen ersten Lebensjahren in der DDR auf und ging ganz „normal“ wie andere Kinder in die Kinderkrippe, später dann den Kindergarten und in die Grundschule. Der Besuch von Sonderwegen wie Körperbehindertenschulen etc. blieb mir erspart.

Erste Erfahrungen mit meiner Umwelt, dass ich anders als die anderen war, machte ich nach dem Übergang von der Grundschule in die weiterführende Schule. Beim Eintritt ins Gymnasium in die 5. Klasse wurde ich in einer neu zusammengestellten Klasse mit Mitschülern konfrontiert, die sich über meine Behinderung lustig machten. Das war die erste Diskriminierungserfahrung, an die ich mich bewusst erinnern kann. In den späteren Schuljahren wurde das zunehmend schlimmer. Ich war kein besonders guter Schüler und

musste die 7. Klasse wiederholen. Die Klasse, in die ich kam, war ebenso eine neu zusammengestellte. Hier jedoch fand ich Anschluss und gute Freunde. Die Beleidigungen nahmen jedoch immens zu. Nicht durch den Klassenverbund jedoch durch Parallelklassen z.B. während des Sportunterrichts.

Die Schulzeit war was die Beleidigungen und Erniedrigungen betrifft die schlimmste Zeit. In der Folge im Freiwilligen Sozialen Jahr und im Studium erlebte ich kaum noch ähnliches wie damals in der Schulzeit. Die Erfahrungen waren andere und auch der Umgang mit meiner Behinderung wurde besser. Als Kind versteckte ich meist meine Behinderung. Ich musste erst lernen, selbstbewusst damit umzugehen. Das gelang mir zunehmend.

3 Vorstellung des Behinderungsbegriffs mit persönlichem Bezug

Die Vorstellung von Behinderung und auch die Definition des Begriffs Behinderung hat aus meiner Sicht innerhalb der vergangenen Jahre und Jahrzehnte einen deutlichen Wandel vollzogen. Die Betrachtung ging weg von einer defizitären, hauptsächlich medizinischen Betrachtung hin zu einer Betrachtung die sich aus der Wechselwirkung aus körperlich, geistiger und psychischer Beeinträchtigung und der Umwelt zusammensetzt. Dadurch spielt also auch die gesellschaftliche Komponente eine hervorzuhebende Bedeutung. Soll dafür ein Slogan gefunden werden, könnte gesagt werden, dass Menschen behindert werden und weniger behindert sind. Einen wichtigen Beitrag zu einem Verständnis von Behinderung hat die UN-Behindertenrechtskonvention geleistet. Demnach ist Behinderung laut der Präambel der Schattenübersetzung der UN-BRK, „[...] dass das Verständnis von Behinderung sich ständig weiterentwickelt und dass Behinderung aus der Wechselwirkung zwischen Menschen mit Beeinträchtigungen und einstellungs- und umweltbedingten Barrieren entsteht, die sie an der vollen und wirksamen Teilhabe auf der Grundlage der Gleichberechtigung mit anderen an der Gesellschaft hindern“ (Beauftragte der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderungen 2017 S. 5). Weiterhin heißt es in Artikel 1 (Zweck) der UN-BRK, dass zu den Menschen mit Behinderungen Menschen zählen, „[...] die langfristige körperliche, seelische, geistige oder Sinnesbeeinträchtigungen haben, welche sie in Wechselwirkung mit verschiedenen Barrieren an der vollen, wirksamen und gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft hindern können“ (Beauftragte der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderungen 2017 S. 8). Das bedeutet: Beeinträchtigung werden erst zu Behinderungen, wenn Barrieren im Weg stehen. Durch soziales Verhalten kann darauf

hingewirkt werden, dass Beeinträchtigungen nicht zu Behinderungen werden. Behindert werden Menschen mit Behinderungen durch gesellschaftliche Einflüsse, z.B. Diskriminierungen, fehlende Barrierefreiheit, auch fehlende Aufklärung der Gesellschaft und den unzureichenden Einbezug von Menschen mit Behinderungen in alle Lebensbereiche. Würde so eine Einbeziehung aller Menschen passieren, könnte die Möglichkeit geboten werden, dass Barrieren, die in den Köpfen der Menschen vorhanden sind, abgebaut werden. In der Vergangenheit wurde Behinderung als Defizit im Menschen selbst betrachtet und weniger die vollumfassende gesellschaftliche Teilhabe in den Blick genommen.

Eine Frage die sich mir dabei stellt ist „Wer denn eigentlich der Gruppe der Menschen mit Behinderungen zuzurechnen ist bzw. wer darüber entscheidet, was es bedeutet behindert zu sein?“. Anhand meiner in diesem Abschnitt beschriebenen unterschiedlichen Auffassungen und Vorstellungen des Behinderungsbegriffs muss davon ausgegangen werden, dass es definitorische Schwierigkeiten gibt, die eine vielfältige Betrachtung auf Behinderung ermöglichen. Welches Modell von Behinderung und des Begriffs gewählt wird, kann richtungsweisend sein. Zum einen also die medizinische Betrachtungsweise, die auch im Rahmen von behördlichen Betrachtungsweisen herangezogen wird. Hier wird der Mensch auf defizitäre Weise betrachtet und durch physische, psychische oder geistige Beschaffenheit beurteilt. Oftmals steht diese Betrachtung auch im Zusammenhang mit der Erwerbsfähigkeit. Immer dann, wenn darauf geschaut wird, wie leistungsfähig einzelne Personen aufgrund ihrer Beeinträchtigung sind bzw. wie durch sogenannte Nachteilsausgleiche eine Behinderung am Arbeitsplatz „ausgeglichen“ werden kann. Auf der anderen Seite entwickelte sich aber auch eine Vorstellung des Behinderungsbegriffs, bei dem soziale Teilhabechancen in den Vordergrund rückten. Werden die „Disability Studies“ betrachtet, so zeigt sich kein einheitliches Bild der Betrachtung auf Behinderung. Behinderungen sind demnach eine Konstruktion, die sozial, historisch und kulturell beschrieben werden kann. Behinderungen sind so vielfältig wie die Verschiedenheit an sich. Behinderung lässt sich nicht nur auf die medizinische Komponente reduzieren, sondern sollte als künstlich geschaffene Barriere gedacht werden, die gesellschaftlich gewachsen ist (Vgl. Gugutzer, 2007, 34ff.).

4 Bin ich normal? - Definition von Diskriminierung mit besonderem Bezug auf sichtbare Körperbehinderung

Diskriminierung und auch der im vorherigen Kapitel beschriebene Begriff Behinderung sind in der Gesellschaft Ausdrücke, die häufig verwendet werden. Diskriminierung beschreibt umgangssprachlich, dass Menschen anders behandelt werden als andere. Häufig zu ihrem Nachteil. Diskriminierung könnte demnach als „ungerecht behandelt werden“ beschrieben werden. Diskriminierung wird durch Vorurteile verstärkt. Diese sind in der Regel gesellschaftlich entstanden. Es gibt verschiedene Ansätze, wie Diskriminierung betrachtet werden kann. Mit besonderem Blick soll in diesem Kapitel auf Behinderung und Diskriminierung geschaut werden. Dieses Konzept von Benachteiligung soll hier eine besondere Rolle spielen.

Wird die Verwendung der Begriffe Behinderung und Diskriminierung im Zusammenhang betrachtet, so lässt sich folgendes beobachten: Diskriminierung zielt mit Bezug auf Behinderung auf eine abwertende Benennung, die körperlich, seelisch oder auch geistig sein kann. Also eine Benennung einer Abweichung von der Norm. Diskriminierung ist also eine unterschiedliche Behandlung einer einzelnen Person oder auch Personengruppe, die anhand bestimmter Zuschreibungen aufgrund von Eigenschaften oder Merkmalen erfolgt. Von Diskriminierung bedroht sind vorrangig Personen, die vom „Normalfall Mensch“ abweichen, so Scherr. Doch was heißt es überhaupt, normal zu sein? Als Normalfall beschreibt Scherr den heterosexuellen, weißen erwachsenen Mann, bei dem keine gesundheitlichen Beeinträchtigungen weder psychischer noch physischer Art vorliegen und der im Hinblick auf äußere Merkmale wie z.B. Hautfarbe der Mehrheit der Bevölkerung zuzurechnen ist (Vgl. Scherr 2016; S. 8).

Wie in diesem Kapitel beschrieben, wird mit Blick auf Diskriminierung differenziert zwischen „normal“ und dem was davon abweicht. Normalität ist ein historisch und kulturell gewachsener Begriff. Er dient dazu, die individuelle Wirklichkeit in ihrer Erscheinung zu beschreiben. Behinderung kann mit Blick auf Normalität beschrieben werden, dass sie in großen Teilen der Gesellschaft nicht als normal oder Norm betrachtet wird, sondern eine Abweichung darstellt. Es handelt sich also um gesellschaftliche Zuschreibungen, durch die Menschen Normalität abgesprochen wird. Dies erfolgt aufgrund einer Zuschreibung der Abweichung von der Norm. Diese Abweichung wird als minderwertiger Zustand verstanden,

der außerdem mit einer gesellschaftlichen Herabwürdigung einhergeht (Vgl. Hermes 2007, S. 69ff.).

Wie weiter oben beschrieben, gehen meine ersten Erinnerungen bezüglich meiner Behinderung und der Diskriminierung von Mitschülern auf meinen Übergang von der Grundschule auf das Gymnasium zurück. Bereits in dieser Kindheitsphase wurde mir das Gefühl vermittelt, dass mit mir körperlich etwas nicht stimmt. Ich wurde ausgelacht und herabgewürdigt. Die Wahrnehmung meiner Persönlichkeit wurde durch meine körperliche Behinderung überlagert. Ich wurde - zumindest gefühlt - lediglich auf meine Behinderung reduziert. In Bezug auf Behinderung kommt meinem Körper eine besondere Bedeutung zu. Mein Gefühl als Kind war häufig, dass ich zum einen anhand meiner schulischen Leistungsfähigkeit gemessen wurde und auf der anderen Seite hauptsächlich aufgrund meines körperlichen Erscheinungsbildes. Dazu zählten z.B. meine körperliche Fitness sowie Attraktivität. Aufgrund meiner Behinderung konnte ich nicht alle Herausforderungen des Sportunterrichts meistern, wodurch ich sowohl leistungsmäßig als auch bezüglich der Akzeptanz in der Gruppe hinter anderen Mitschülern zurückstehen musste. Dass ich ausgelacht wurde und natürlich auch bemerkte, dass ich etwas anders als die anderen war, führte dazu, dass ich versuchte meine Behinderung vor anderen zu verbergen. Ich betrachtete meine Behinderung als Makel, den es zu verstecken galt. Aus meiner Sicht konnte ich mit den anderen nicht mithalten und entsprach nicht dem stereotypen Bild eines physisch attraktiven Jungen, wie sie z.B. durch Medien propagiert wird. Mein Gefühl war, dass mir aufgrund meiner Behinderung Attribute wie Gesundheit und Intelligenz zugeschrieben werden, weil ich eine Behinderung habe.

5 Bewältigung der Schulzeit

Meine Schulzeit war die Zeit, in der ich durch Herabwürdigungen und Beleidigungen am meisten mit meiner Behinderung konfrontiert wurde, wodurch diese Lebensphase in meiner Erinnerung auch so präsent ist. Schauen ich heute auf das Geschehene und hier Geschriebene zurück, so fällt die Betrachtung etwas anders aus. Als Kind habe ich mir gewünscht so zu sein wie die anderen. Ich wollte „normal“ sein. Das Gefühl wurde also nicht nur von außen an mich herangetragen, sondern beschäftigte mich auch in der Auseinandersetzung mit mir selbst. Betrachte ich heute Normalität, so lässt sich der Begriff kaum fassen. Normgerecht oder normal bedeutet für mich die Übereinstimmung mit einer definitiven Vorgabe. Sie ist der

Wunsch nach einer Orientierung, nach Gleichheit und auch Sicherheit sich in der globalen Welt zurecht zu finden. Jede Art des Seins sollte als individuelle Normalität aufgefasst werden und dadurch sollte es auch als normal angesehen werden, eine Behinderung zu haben. Die Akzeptanz des Normalen auch bei Menschen mit Behinderungen könnte es ermöglichen, sie gleichzustellen. Behinderung sollte weiterhin frei nach Richard von Weizsäcker nicht ausschließlich mit Normalität assoziiert werden, sondern auch vielmehr in Bezug auf Verschiedenheit gedacht werden.

Mir half in der Schulzeit, dass ich mich persönlich nicht auf meine Behinderung reduziert habe. Ich habe das Leben als lebenswert empfunden und trotz der Diskriminierungen durch andere Kinder und Jugendliche viele Aspekte des Lebens finden können, die mir geholfen haben zurecht zu kommen. Dazu zählten zum einen gute Freunde, die mir zeigten, dass ich dazugehöre. Weiterhin halfen mir Freizeitaktivitäten und Hobbies, die mir Spaß machten und wodurch ich teilhaben konnte an Aktivitäten mit Gleichaltrigen. Ich merkte, dass ich viele Möglichkeiten habe mich zu beteiligen und dass dabei nicht meine Behinderung im Vordergrund stand, sondern ich als Person. Dies stärkte mein Selbstbewusstsein. Im konkreten Schulkontext war es jedoch schwierig, Diskriminierung zu verarbeiten, da es keine pädagogischen Maßnahmen gegen Diskriminierung oder Prävention gab, die die Diversität der Schülerinnen und Schüler in den Mittelpunkt stellten.

6 Wie kann Peer Counseling hilfreich sein?

Bei Peer Counseling handelt es sich um einen Prozess, bei dem eine Person von einer anderen Person unterstützt wird, die ähnliche oder gleichartige Erfahrungen gemacht hat. Unter Prozess kann hier eine Beratungssituation verstanden werden. Der Peer Counselor kann dabei Wissen und Erfahrungen mit einem Ratsuchenden teilen um z.B. die weitreichenden Aspekte von Behinderung gemeinsam zu betrachten. Ebenso kann er dabei Unterstützung geben, individuelle emotionale Gesichtspunkte auf Behinderung aufzuzeigen und sich darüber auszutauschen (Vgl. Saxton 1981, S. 336f.). Oftmals findet, wie bereits beschrieben, eine defizitorientierte Betrachtung auf Behinderung statt. Im Peer Counseling findet keine defizitäre Betrachtung auf Behinderung statt, sondern eine wertschätzende und fähigkeitsorientierte Betrachtung. Dabei steht stets der Ratsuchende im Mittelpunkt und kann als Experte seiner eigenen Situation betrachtet werden.

Durch die Reflektion eigener Erfahrungen im Umgang mit meiner Behinderung kann ich mithilfe des Peer Counseling zur Situation von Ratsuchenden einen Bezug herstellen und mich in ihre Situation hineinversetzen. Gleichzeitig kann ich unter Umständen von meinen Erfahrungen berichten und Ratsuchende dadurch stärken. Dadurch, dass ich ähnliche Erfahrungen gesammelt habe und möglicherweise gestärkt aus der Situation hervorgegangen bin, kann das den Gegenüber aktivieren selbst für sich tätig zu werden. Die eigene Erfahrung kann dabei als Positivbeispiel dienen. Behinderung kann so nicht nur als Defizit angesehen werden. Der Blickwinkel des Ratsuchenden kann sich dahingehend verschieben, dass er an sich Aspekte entdeckt, die wesentlich sind und dass er auch mit seiner Behinderung wertvoll ist. Peer Counseling als Beratung auf Augenhöhe kann so zu einer Stärkung der eigenen Person und Persönlichkeit beitragen (Vgl. Wansing 2007, S. 2).

7 Fazit

Während ärztlicher Untersuchungen in der Schule (Hörtests, Sehtests etc.) wurde mir einmal von einer Ärztin mit Bezug auf meine Behinderung gesagt, dass ich „nicht allein sei“. In der Rückbetrachtung war das damals schon eine Aussage für mich, die mir etwas Kraft gab. Auf der anderen Seite fühlte ich mich dadurch „mit dem Besonderen beschrieben“. Also anders zu sein. Wirkliche Hilfe gab mir diese Aussage nicht. Ich war gerade in der Schule viele Jahre Einzelkämpfer und musste die Erniedrigungen und Beleidigungen von Mitschülern ertragen. Ich selbst hatte damals eine eher ablehnende Haltung meiner Behinderung gegenüber, denn aufgrund dieser, so meine Logik, wurde ich in meiner Individualität missachtet. In der Kindheit und Jugend trägt gerade das Mobbing aufgrund von Äußerlichkeiten stark zur Herausbildung der Persönlichkeit bei. Ich hatte gute Freunde, die das auffingen und wussten, dass es nicht auf Äußerlichkeiten ankommt. Es hat letztlich viele Jahre gedauert, bis die Beleidigungen nachließen und ich zu mir selbst finden konnte bzw. lernen konnte, mich so zu akzeptieren wie ich bin. Mir hätte rückblickend nicht nur das Wissen um ähnlich Betroffene helfen können, sondern eben auch das Kennenlernen und Auseinandersetzen mit Gleichaltrigen, die ähnliche Erfahrungen machen. Hier hätte ich auf Personen treffen können, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben und mich besser verstanden hätten.

Ein wichtiger Punkt, vielleicht auch gerade für Kinder und Jugendliche, ist das Gefühl nicht allein zu sein und darüber hinaus aber auch echte Anlaufpunkte am besten durch ähnlich Betroffene zu haben. Der Umgang mit Diversität war für mich an meiner Schule nicht

erkennbar und spielte meiner Meinung nach auch keine große Rolle. Ich besuchte eine Schule, die auf Leistung ausgerichtet war und weniger auf das Gemeinsame z.B. durch kulturelle oder soziale Unternehmungen neben dem Unterricht. Austausch in Diskussionsrunden untereinander z. B. über Diversität, der durch die Institution Schule ermöglicht wurde, fand nicht statt.

Vorstellbar wäre im Rahmen von Bildungseinrichtungen wie der Schule, dass es Ansprechpartner gibt, an die sich Schülerinnen und Schüler wenden können, wenn sie sich mit Themen auseinandersetzen wollen und mögliche Missstände diskutieren möchten. Dabei spreche ich nicht von Vertrauenspersonen im Kontext von Lehrern, sondern eher von Beauftragten, die neutral sind und auf die Situation schauen können. Während meiner Schulzeit um das Jahr 2000 war die Einstellung meiner Schule sowie die der Lehrerinnen und Lehrer aus meiner Sicht eher traditionell geprägt und die Unterschiedlichkeit der Schülerinnen und Schüler spielte keine hervorgehobene Rolle. Es war wohl eher so, dass durch gleiche Lernformen, Frontalunterricht und wenig Raum für Individualität Unterschiede der Kinder und Jugendlichen ausgeglichen werden sollten. Unterrichtseinheiten waren so gestaltet, dass alle gleiche Inhalte lernen und anwenden. Demnach war nicht viel Platz für die individuelle Ausrichtung auf Einzelne. Mir hätte das damals sicher gut helfen können, Ansprechpartner zu haben, mit denen über Unterschiedlichkeit gesprochen wird. Weiterhin könnte Diversität im Rahmen von Projekten veranschaulicht und Diskussionsrunden etabliert werden. Kinder und Jugendliche sowie Lehrerinnen und Lehrer können dabei einbezogen werden Peers zu stärken. Indem z. B. Schulgruppen sich zum Austausch treffen und das aktuelle Geschehen innerhalb der Schule besprochen wird, wird Diversität thematisiert. Besonders bedarf es eines sensiblen Umgangs mit Diversität z. B. durch Gespräche und den Einbezug von Helferinnen und Helfern, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben und die Kinder und Jugendliche, die Diskriminierungserfahrungen machen mussten, stärken können. Peer Counseling kann dazu einen wichtigen Beitrag leisten. Es kann dazu beitragen, Diversität greifbar zu machen, Menschen zusammenzubringen und in den gemeinsamen Austausch zu kommen. Es kann dazu beitragen, Menschen mit Behinderungen zu ermächtigen, sich selbst akzeptieren zu können, Selbstvertrauen zu entwickeln und auch langfristig unabhängig und selbstbewusst zu sein. Nur der Rahmen dafür müsste gesteckt bzw. ermöglicht werden.

Quellen

Beauftragte der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderungen

(2017): Die UN-Behindertenrechtskonvention. Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderung. Netzwerk Artikel 3. Schattenübersetzung, in: Beauftragte der Bundesregierung für die Belange von Menschen mit Behinderungen, abrufbar unter: https://www.behindertenbeauftragter.de/SharedDocs/Publikationen/UN-Konvention_Schattenubersetzung.pdf?__blob=publicationFile&v=2, abgerufen am 12.08.2019, 10:11 Uhr

Gugutzer, Robert; Schneider, Werner (2007): Der behinderte Körper in den Disability Studies. Eine körpersociologische Grundlegung, in: Waldschmidt, Anna; Schneider, Werner (Hrsg.) : Disability Studies, Kultursociologie und Sociologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld. Transcript Verlag, Bielefeld

Hermes, Gisela (2007): Behinderung und Normalität, in: Schnoor, Heike: Leben mit Behinderungen. Eine Einführung in die Rehabilitationspädagogik anhand von Fallbeispielen. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart

Saxton, Marsha (1981): A Peer Counseling Training Program for disabled woman: A tool for social and individual change, in: The Journal of Sociology & Social Welfare, Volume 8, Issue 2, Article 9, July 1981

Scherr, Albert (2016): Diskriminierung: Wie Unterschiede und Benachteiligungen gesellschaftlich hergestellt werden. Springer Verlag, Wiesbaden.

Wansing, Gudrun (2017): „Unabhängige Teilhabeberatung auf Augenhöhe – Welche Bedingungen braucht Peer Counseling?“; Fachveranstaltung „Ergänzende unabhängige Teilhabeberatung für Menschen mit Behinderung und ihre Angehörigen“ am 16.11.2017 in Berlin; abrufbar unter: <https://bvkm.de/wp-content/uploads/Fachbeitrag-von-Prof.-in-Dr.-Gudrun-Wansing.pdf>, abgerufen am 26.06.2019, 13:48 Uhr